Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 23 (1980)

Artikel: Samuel Friedrich Moser von Herzogenbuchsee (1808-1891) : aus dem Leben und Wirken eines oberaargauischen Ökonomen

Autor: Kasser, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1071882

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SAMUEL FRIEDRICH MOSER

von Herzogenbuchsee (1808–1891)

Aus dem Leben und Wirken eines oberaargauischen Ökonomen

FRITZ KASSER

Das Licht der Welt erblickte Samuel Friedrich Moser am 9. Oktober 1808 als Sohn des Johann Moser und der Anna Barbara geb. Schneeberger von Langenthal. Aus den zehn ersten Lebensjahren Samuel Friedrichs sind uns besondere Züge nicht überliefert. Er besuchte die Schule der Ortschaft zunächst, ohne sie ganz zu absolvieren. Denn schon frühzeitig kam er in das Institut Zimmerli in Vordemwald bei Zofingen, das wohl die damals noch fehlende Sekundarschule ersetzen musste. Als 15jähriger bezog er die Pension Jacot in St-Blaise bei Neuenburg zur Erlernung der französischen Sprache. Und es scheint, dass er in dieser, in Wort und Schrift, eine ziemliche Gewandtheit zu erlangen vermochte.

Bereits mit 12 Jahren hatte er seinen Vater verloren. Sein älterer Bruder Rudolf, welcher der ersten Ehe des Vaters entsprossen war, wurde das Familienoberhaupt, und nach dessen Willen sollte sich der Jüngling der Spinnerei widmen. In die Geheimnisse dieses Industriezweiges wurde er im Elsass eingeweiht. Als 18jähriger schnürte er sein Bündel. Kaum aber hatte er die schweizerisch-französische Grenze verlassen, fasste man ihn, da er keinen Pass vorweisen konnte, bereits in Altkirch ab und stellte an ihn die ultimative Forderung, innert zweimal 24 Stunden das französische Territorium zu verlassen. Auf Schusters Rappen kehrte der junge Bursche über Pruntrut und Neuenburg in sein Buchsi zurück, und von da an hat er sein Heimatland, abgesehen von verschiedenen ins Ausland führenden Geschäftsreisen, nie für längere Zeit verlassen. Nach dem kurzen Abstecher in den Sundgau trat Moser ins väterliche Textilhandelsunternehmen (Seidenbänder) ein, in dem er zuerst seine Mutter vertrat, um ein Jahr später sich dann mit den Herren Gottlieb Moser und Johann Born unter der Firma «Moser & Co.» zu assoziieren. Mehr als sechs Jahrzehnte lang war er Chef dieses bedeutenden Handelshauses, das zu ansehnlicher Blüte gedieh. Erst im Alter von 81 Jahren zog er sich vom Unternehmen zurück. Der Grosshandel allein genügte dem Unermüdlichen nicht. Gleichzeitig betrieb er in der Scheidegg – am Westausgang des Dorfes – eifrig die Landwirtschaft.

Was er auf diesem Gebiete, oft bahnbrechend für die oberaargauische Landwirtschaft, geleistet hat, werden wir in einem späteren Abschnitt noch näher beleuchten. Nachstehend sei der Versuch unternommen, in Kürze Mosers Erlebnisse, Leistungen, Versuche und Beobachtungen auf verschiedenen ihm naheliegenden Gebieten zu skizzieren. Zunächst verweisen wir auf Erlebnisse, die ihn als

begeisterten Freund des Schützenwesens

zeigen. Wenn sich auch noch in unserem Jahrhundert im Oberaargau eine lebendige Schützentradition bemerkbar macht, so ist dies nicht zu allerletzt diesem Manne zu verdanken, der sich stets die Pflege der Schiesskunst angelegen sein liess. Bereits als 19jähriger machte er 1827 das eidgenössische Schützenfest in Basel mit, und von da an war er bei allen eidgenössischen Schützenfesten als Aktiver bis an sein Lebensende zu sehen, abgesehen von jenem in dem damals noch allzu abgelegenen Lugano. Noch 1887 war er mit dabei in Genf und schoss selbst als 79Jähriger einige Nummern heraus.

Was war es wohl, was Moser so mächtig zum Schützenwesen hinzog? Gewiss spielte die Freude am Schiessen eine grosse Rolle, wohl ebenso aber, wenn nicht noch mehr, war es der kühne vaterländische Schwung, der damals das schweizerische Schützenwesen erfüllte. Dieses stand weitgehend im Zeichen des werdenden Bundesstaates, der nationalen Wiedergeburt und der liberalen Demokratie. Die Schützen fühlten sich als Träger der zu neuem Leben erwachten Schweiz, und an den eidgenössischen Schützenfesten wurde der Freude über den neu errungenen nationalen Besitz, der Freude am Vaterland überhaupt, und der Feindschaft gegenüber einem engherzigen Kantonesentum beredter Ausdruck verliehen. So fühlte sich auch Samuel Friedrich, wie seiner Beschreibung des eidgenössischen Schützenfestes vom Jahre 1832 entnommen werden kann, mächtig angezogen durch die zündende Beredsamkeit eines *Thomas Bornhauser,* des grossen Führers der Thurgauer Demokraten, dessen Physiognomie, wie er uns mitteilt, «besonders viel von edler und ernster Vaterlandsliebe» zeuge. Einen grossen Eindruck hinterliess auf den jungen Mann gleichfalls der Luzerner Liberale *Kasimir Pfyffer*. Rühmend hervorgehoben wird in seinen Aufzeichnungen «die mässige, aber treuherzige Sprache» des Zürcher Bürgermeisters *Johann Jakob*

Samr fried. Moser

Hess, der in seiner Rede «die so engherzigen, unschweizerischen und verschiedenartigen Instruktionen» der Grossen Räte der Kantone an ihre Gesandten bei der eidgenössischen Tagsatzung einer scharfen Kritik unterzog. «Hess», so schreibt er in seinem Tagebuch, «sei ihm und den andern Schützen aus dem Amt Wangen sehr lieb geworden. Wir wären für ihn selbst durchs Feuer gegangen, und ich selbst habe ihn immer in liebevollem Andenken behalten.»

Über den Verlauf des Festes selbst berichtet er: «Am 12. Juli 1832 verreisten wir von Wangen weg zu Schiff bis Brugg auf den Zürcher Schiesset; die Amtsfahne (von Wangen) ward mitgenommen. Die Gesellschaft bestund aus elf Mitgliedern. Die Fahrt war sehr angenehm und das Seltsame machte uns selbst bei der grossen Hitze viel Freude. Bei unserer Landung in Brugg wurden wir mit Kanonendonner begrüsst und einige Abgeordnete der dortigen Schützengesellschaft regalierten uns nach fröhlichem Empfang mit gutem Ehrenwein. Sie begleiteten uns noch mit ihrer Gesellschaftsfahne bis in unser Logis, und es war gegen Abends 5 Uhr, als wir auf einem schön bekränzten Leiterwagen nach Zürich weiterzogen. Ausserhalb Baden lag in einer Hofstatt unter einem Baum Prinz Louis Napoleon, der spätere Kaiser Napoleon III., welcher von einem meiner Kameraden erkannt wurde. In allem Fahren brachten wir ein Hoch auf ihn aus, das er dankend erwiderte. In Zürich langten wir nachts 11 Uhr an. Am folgenden Tag sammelten sich die Schützen auf dem Lindenhof, und im Laufe des späteren Vormittags begann der Zug nach dem etwas entfernt gelegenen Schützenplatz. Dort formierten wir ein grosses Viereck, und in seiner Mitte wurde nach angemessener Rede von seiten des luzernischen Komitees die eidgenössische Schützenfahne dem neuen Präsidenten, Herrn Hegetschweiler, übergeben. Um 1 Uhr begann sodann das Schiessen und dauerte sehr wohl unterhalten bis Samstagnachmittags um 1 Uhr. Kein eigentliches Unglück störte den Frohsinn dieses Nationalfestes, lediglich ein Zeiger wurde durch eine Streifkugel ein wenig blessiert. Von einigen unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, lief alles zu vollkommener Befriedigung der Schützen ab. Zum Abschluss des Festes wurde ein grosser Kreis formiert, wobei neuerdings verschiedene Reden ‹stiegen›. Ich hielt die Amtsfahne, und auf einmal kam Prinz Napoleon auf mich zu, umarmte und küsste mich und ich ihn, worauf wir uns einfach Adieu sagten. Seither habe ich ihn nicht mehr gesehen, aber ich habe ihn immer als meinen Freund betrachtet.» Selbst die zweideutige und unfreundliche Haltung des späteren Franzosenkaisers der Schweiz gegenüber in der

sog. Savoyerfrage (1860) vermochte der alten Freundschaft zwischen dem Hause Bonaparte und unserem Buchser keinen Abbruch zu tun. Notierte doch Moser anlässlich des Todestages Napoleons III. (9. Januar 1873), obwohl ihm ja kaum die mehr als nur zweifelhafte Haltung seines Freundes gegenüber seinem Heimatlande entgangen sein konnte, in sein Tagebuch folgende Worte: «Er war gut und nobel gegen die Schweiz und ist ihr bester Nachbar seit vielen Jahrhunderten.»

Gedanken zur Armenfrage

Besonders kennzeichnend für die Persönlichkeit Mosers erscheint mir seine Haltung in der Armenfrage. Er ging hier, wie auf so vielen andern Gebieten, seine eigenen Wege, unbekümmert darum, ob andere missbilligend den Kopf schüttelten. Das Zeugnis, dass er hier grosse Einsicht mit einem warmen Herzen und sozialer Gesinnung verband, werden ihm aber auch seine damaligen Kritiker nicht haben versagen können. Jedenfalls zeugen die über oder von ihm vorliegenden Äusserungen für seine hohe Auffassung von den sozialen Pflichten gegenüber jenen Mitmenschen, die auf der Schattenseite des Lebens stehen. Das bekunden u.a. auch die inzwischen veröffentlichten Briefe Jeremias Gotthelfs, mit welchem sich Moser während dessen Buchser Vikariatszeit angefreundet hatte, und mit dem er auch noch in herzlicher Gesinnungsfreundschaft verbunden blieb, als Bitzius nach Bern, resp. nach Lützelflüh weggezogen war. Schliesslich ist hier, neben den Tagebuchaufzeichnungen, auf eine aus dem Jahre 1832 stammende Denkschrift zu verweisen, die der damals 24jährige Handelsmann verfasste und auf die wir hier besonders aufmerksam machen möchten.

Mit Gotthelf und andern Freunden der Regeneration ging Samuel Friedrich von der grundlegenden Überzeugung aus, dass es mit der politischen Reform, wie sie das Jahr 1831 gebracht hatte, nicht getan sei, sondern dass es gelte, auch in der sozialen Frage einen grossen Schritt vorwärts zu tun, wenn man den neugeschaffenen demokratischen Staat erhalten und stärken wolle. Dieser Gedanke bildete wohl neben einem ihm angeborenen sozialen Empfinden die Haupttriebfeder für sein Tun auf sozialem Gebiet, auch wenn er ihn selber, soweit das uns bekannt ist, nirgends direkt ausgesprochen hat. Die erwähnte Denkschrift nun suchte einmal einer Denkreform hinsichtlich der Armenfrage Bahn zu brechen und zeigt uns im weiteren auch praktische

Vorschläge zur Lösung dieses heiklen Problems, wenigstens im Rahmen seiner Wohnsitzgemeinde, auf. Seine Ausführungen scheinen mir auch in unserer Zeit noch ein gewisses Interesse beanspruchen zu dürfen, selbst wenn seine Forderungen im wesentlichen überholt sind. Wir lassen hier denn einige seiner Gedanken folgen:

«Nach meiner innigen Überzeugung kann nur dann etwas Dauerhaftes, Gutes gestiftet werden, wenn die Armen so unter Aufsicht kommen, dass sie zur Arbeit angehalten werden. Da die herrschende Armut nicht dadurch behoben wird, dass man den Bettelarmen Almosen spendet, ihnen Speise, Geld, Kleider und andere nötige Sachen in die Hände liefert, so wäre es wünschbar, wenn die Gemeinden ihren Wohltätigkeitssinn und ihre Menschenliebe auf eine Weise bewähren würden, wodurch dem Übel gründlicher und kräftiger gesteuert würde.»

In der Einleitung zu seinen praktischen Vorschlägen sagt er:

«Nur wenige der Besteuerten unserer Gemeinde sind aus Altersschwachheit brotlos geworden, die meisten sind noch in solchem Alter und bei solchen Kräften, dass sie bei Fleiss und Arbeitsamkeit füglich ihr Auskommen finden könnten, allein Trägheit, Liederlichkeit und Hang zum Trinken sind ihrer so sehr Meister, dass sie vorsätzlich Arbeit meiden und also aller Verdienst für sie verloren ist. Es ist auch natürlich, dass sie nicht viel nach Arbeit fragen, weil man ihnen sozusagen alles Bedürftige ins Maul hinein liefert. Auf dem Wege des Bettelns wird dann das noch Mangelnde durch lästiges Bitten erjagt. Auf solche Weise leben sie sicherlich vergnüglicher und kummerloser als viele jener bedrückten Familienväter, welche noch Ehre im Leib haben und sich fast zu Tode arbeiten und plagen, um nicht als Entehrte ihren Mitbürgern zur Last zu fallen.»

Ferner plädiert Moser dafür, dass man

«Eltern, welche durch Faulheit oder sonstige Untugenden angesteckt sind und mit ihren Kindern zusammenleben», von ihren Kindern trenne und die letzteren unter guter Aufsicht so erziehe, dass sie zu vernünftigen, ehrlichen und braven Menschen heranwachsen. «Ich will», so schreibt er weiter, «natürlich nicht über die Gesamtheit unserer Armen diesen Tadel werfen, denn keine Regel ohne Ausnahme; allein es gibt doch gar viele, welche nur durch eigene Schuld in ihrem Elend darben und auf unverschämte Weise ein rohes Leben führen.»

Die *praktischen Vorschläge*, die Samuel Friedrich seinen Mitbürgern unterbreitete, sind folgende:

«1. Sobald ein Hausvater mit seiner Familie der Gemeinde zur Last fällt, sollten seine Kinder etwa vom dritten Jahre hinweg von ihm getrennt und unter der Aufsicht einer eigens dazu aufgestellten Behörde einer angemessenen Erziehung teilhaftig werden, oder wenn der Hausvater brav und arbeitsam ist, und er es wünschte, so könnte man ihm einige Kinder lassen und ihm nur diejenigen abnehmen, für deren Erziehung zu sorgen, es ihm nicht möglich wäre. 2. Wenn aber ein solcher Hausvater durch eigenes mutwilliges Verschulden in den kärglichen Zustand versunken wäre, oder wenn er selbst nach getroffener Trennung für sich und seine Frau haushalten könnte, so müsste er mit aller Strenge behandelt werden, und nicht unzweckmässig möchte es sein, ihn dann auf eine ausgezeichnete Weise dafür zu strafen.» Moser möchte nun «jener ehrlosen und nichtswürdigen Menschenklasse» ähnliche Kleidungen resp. Uniformen anlegen wie sie die Sträflinge im damaligen Schallenhause trugen, «damit sie vor aller Welt und in allen Augen erkannt und geächtet wären; man könnte hierzu gerade ein blaues Tuch nehmen oder ein beliebiges anderes, das gut abstechen würde.»

«Ich denke», so fährt unser Armenreformer fort, «es würde bei einer solchen Strafe mancher abgeschreckt und zu Fleiss und Arbeitsamkeit ermahnt, denn ein Ehrengeschenk dieser Art müsste sicherlich kein gar willkommenes sein.» Im weiteren möchte Moser dann die so umgekleideten Leute unter die Aufsicht eines Zuchtmeisters stellen, auch sollte man nach seiner Meinung diesen ein angemessenes Stück Land zur Bepflanzung anweisen, «dessen Ertrag der Gemeinde zufallen würde.» Den allfälligen Überschuss an Getreide, Kartoffeln und Gemüse hätte sodann zur Erhaltung der Kinder und der Altersschwachen dienen können. «Um die Kinder auf eine angemessene Art zu versorgen», schlug er vor, «diese in eine ganz abgesonderte Behausung» zu bringen, «damit sie mit ihren Eltern nicht mehr in Berührung kämen.» Ihnen sollte «ein braver gutdenkender Hausvater mit Frau unter angemessener Besoldung» vorgesetzt werden. Dieser hätte die behörige Aufsicht zu halten, für ihre Kleidung und Nahrung zu sorgen, sie zur Schule anzuhalten und ihnen nach Massgabe ihrer Kräfte häusliche Beschäftigungen und Feldarbeiten aufzugeben. Ferner müsste dafür gesorgt werden, dass wenigstens Kartoffeln und die nötigsten Gemüse angepflanzt werden könnten. Man könnte auch gemeinwerkweise das ihnen angewiesene Land bearbeiten lassen, falls das Ergebnis der älteren Arbeiten nicht ausreichen würde. Bis nach vollendeter Unterweisung würden die Kinder in dieser Anstalt aufgezogen und jedem würde ein Sparhafen eröffnet werden.»

Ob und wie weit sich Moser der finanziellen Tragweite seiner Vorschläge bewusst wurde? Ihm war es vorerst doch wohl einzig und allein darum zu tun, «seine Pflichten menschlich zu erfüllen», bevor er den Kostenpunkt näher erwog. Freilich waren auch ihm Zweifel an der Durchführbarkeit seiner Vorschläge nicht fremd. Denn schon in seiner Denkschrift werden sie laut: «Sollte man sich für ein solches Unternehmen nicht vereinigen können, was bei dem in unserem Dorfe herrschenden geringen Gemeinsinn wohl möglich ist, so wäre vorzusehen, «die sämtlichen Kinder nach Mitgabe des Armentellreglements oder nach dem Vermögen auf die Gemeindebewohner

zu verteilen, und zwar immer auf einen Zeitraum von wenigstens drei Jahren, damit die Kinder nicht zu strenge Platz ändern müssen. Natürlich wird es dadurch so herauskommen, dass hie und da mehreren Steuerpflichtigen gemeinschaftlich die Erziehung eines Kindes zufiele. In diesem Falle sollte durch das Los entschieden werden, wer für die ganze Dauer von drei Jahren die Erziehung zu übernehmen habe. Die andern sollten dann gehalten sein, diesem eine entsprechende Entschädigung zu bezahlen, welche die Gemeinde festsetzen würde. Eine spezielle Kommission müsste über die sämtlichen Kinder die Kontrolle führen, darauf achten, dass sie reinlich und angemessen bekleidet würden und fleissig die Schule besuchten ... unstreitig würde auf diesem Wege nicht so gut für die Kinder gesorgt werden, als wenn sie in einer eigenen Anstalt belehrt und auferzogen würden, jedenfalls aber würde es noch viel besser herauskommen, als wenn die Kinder in Müssiggang und einem schamlosen Bettel aufgewachsen wären». Da der junge Buchser Sozialreformer auch mit diesem Alternativvorschlag nicht zu «landen» vermochte, so suchte er seine Mitbürger schliesslich für folgendes Minimalprogramm zu gewinnen:

«Nehmet», so rief er ihnen zu, «die Altersschwachen, für welche in jedem Falle gesorgt werden muss, und gebt ihnen ein Auskommen, dass sie kummerlos ihre alten Tage verbringen können, denn es ziemt sich, dass man die Altersschwachen mit allen Rücksichten behandle, selbst dann noch, wenn auch ihre jungen Jahre nicht so ganz in lobenswerten Fussstapfen dahingeflossen sind. Hernach nehmet die jungen Eltern (von denen die Kinder kommen), welche durch eigenes Verschulden in den armseligen Zustand versunken, und verfahrt mit ihnen in aller Strenge, wie oben angezeigt, hoffentlich wird der Ertrag ihrer Arbeiten alle Kosten bestreiten. Dann nehmet die gebliebenen Kinder und bildet mittelst Aktien eine förmliche Armenschule wie nach dem Vorbilde derjenigen zu Hofwil oder jener an der Linth (Kt. Glarus), welch letztere ebenfalls durch Aktien gutwilliger Menschen errichtet worden ist ... Ich habe hin und her gehört, dass man lieber die betreffenden Armen in die Kehr nehmen wolle; wenn ihr aber das wohlmeinende Wort eines Mitbürgers achten wollt, so bitte ich dringend dies niemals zu tun, denn nach meiner Ansicht ist dieses Verfahren schlimmer als jedes andere.» Vgl. Pfarrbericht von 1764!

Besonders aber legt Moser seinen Mitbürgern ans Herz, vor allem für eine angemessene Erziehung der armen Kinder zu sorgen. «Wenn es schon etwas mehr kostet, es wird Euch später nicht gereuen», ruft er ihnen zu. Bei allen diesen Vorschlägen setzte Moser voraus, dass das ganze Gericht Herzogenbuchsee (dieses setzte sich zusammen aus den heutigen Einwohnergemeinden Herzogenbuchsee, Ober- und Niederönz, Röthenbach, Wanzwil und

Heimenhausen) «zu einem solchen Unternehmen Hand bieten würde, sollte dies aber nicht möglich sein, so könnte man», so war die Meinung Mosers, die «gewöhnlichen Steuern, welche unserer Gemeinde zufallen würden, in den Gemeindeseckel einziehen, um dann nach beliebigem Ermessen damit zu verfahren.»

Wir wissen nichts Genaueres darüber, wie sich die Bürgerschaft von Herzogenbuchsee und den erwähnten umliegenden Gemeinden zu allen diesen Vorschlägen stellte. Wahrscheinlich aber zeigte sie sich allen diesen Bestrebungen Samuel Friedrichs gegenüber weitgehend passiv. Grössere Opfer zu bringen für die wirtschaftlich Schwachen war man in der damaligen Zeit nicht willens, und manche waren wohl auch zu stolz dazu, sich von einem jungen, damals kaum 25jährigen Manne das Gesetz des Handelns vorschreiben zu lassen.

Ehrend für Mosers ganze Denk- und Handlungsweise erscheint, dass er nicht allein andern sagte, was man tun solle, sondern selber mit dem praktischen Beispiel voranging. Während einer Reihe von Jahren nahm er eine ganze Anzahl armer Knaben in seine Obhut oder brachte sie in einer Anstalt unter und liess sie später auch einen Beruf erlernen. Wie uns die erhaltenen Briefe dieser Pfleglinge zeigen, haben sie später dem «geliebten Wohltäter» in rührender Weise für seine soziale Pflichterfüllung gedankt. Alle diese Schreiben spiegeln eine überaus herzliche und aufrichtige Dankesfreude wider. Stellvertretend für manche andere seien hier die brieflichen Grüsse seines Pflegsohnes Johannes Ammon erwähnt, welcher ihm von der Anstalt Beuggen aus dankt für die ihm erwiesene Güte und Moser um Verzeihung bittet, dass er es zuerst nicht eingesehen habe, wie gut es sein Pflegvater mit ihm meine und ihn dann ersucht, ihm auch fernerhin sein «väterliches Wohlwollen» zu bewahren. Kurzum, es erhellt aus diesen Briefen, in wie hohem Masse Moser das Zutrauen und die Freundschaft jener Menschen genoss, mit denen so viele andere nie in ein richtiges Verhältnis zu kommen vermochten.

Öffentliche Tätigkeit im Dorf

In Behörden zu sitzen, wo man sich lediglich einer beschränkten Handlungsfreiheit erfreuen kann, war weniger die Sache Mosers und war seinem innersten Wesen zuwider. Nur dort war er so ganz in seinem Element und

konnte seine reichen Gaben und Fähigkeiten voll entfalten, wo er frei schalten und walten konnte. Nichtsdestoweniger hat er seine Kräfte auch seiner Heimat- und Wohngemeinde zur Verfügung gestellt, wenn der Ruf an ihn erging. Das Urteil, das er über die Gmeindsmannen von Herzogenbuchsee in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts fällt, lautet nicht besonders schmeichelhaft. Jedenfalls vermitteln seine Tagebuchaufzeichnungen kein besonders günstiges Bild. So schreibt er dort am 17. Juni 1835:

«Die Gemeindeversammlung ist ziemlich schläfrig besucht worden. Mit den Wahlen hat es eine vollends üble Wendung genommen, indem mehrere in den Gemeinderat gewählt wurden, welche nur mit Mühe schreiben können und auch kenntnishalber zu keiner schönen Hoffnung Anlass geben.» «Das ist eine Folge der Entzweiung unserer Einwohnerschaft, indem mehrere wegen des Rechtsamestreites nicht so stimmten, wie sie es wohl sonst getan hätten.»

Auch in anderer Hinsicht beklagt er sich über den «mangelnden vaterländischen Eifer». Als es im Oktober 1835 galt, die 46 Wahlmänner zu bestimmen, die ihrerseits die Grossräte zu wählen hatten, da diese damals noch nicht in direkter Volkswahl erkoren wurden, erschienen ganze 48 Stimmberechtigte zur Wahlversammlung. Zu einer wichtigeren Neujahrsgemeindeversammlung vermochten sich nur 35 Stimmberechtigte aufzuraffen, was, nach der Meinung Mosers, bewies, dass in Herzogenbuchsee ein «erbärmlicher Gemeingeist» herrsche.

Am 9. Januar 1839 wählte der Gemeinderat Samuel Friedrich zum Mitglied der Rechnungsprüfungskommission. In einem Schreiben, in welchem ihm der Gemeinderat offiziell Kenntnis von seiner Wahl gab, wurde die Erwartung ausgesprochen, «dass er als in diesem Fache besonders kundig nicht Anstand finden werde, die fragliche Stelle anzunehmen». Ungefähr zwei Jahre später wählte ihn die Gemeindeversammlung zum Seckelmeister auf die Dauer von zwei Jahren, worunter man wohl das heutige Gemeindekassieramt zu verstehen hat. Das neue Amt hatte er auf den 1. Januar 1841 anzutreten. Gemeindepräsident Kilchenmann und Aktuar Notar Schneeberger gaben dabei der Hoffnung Ausdruck, «dass Moser die damit verbundenen Obliegenheiten und Pflichten mit der ihm angewohnten Exaktigkeit besorgen werde». Wenige Jahre später wurde er gleichfalls Mitglied der Schulkommission. So stieg Moser auch im öffentlichen Leben seiner Gemeinde auf der Stufenleiter des Erfolges, bis ihm in den sechziger Jahren die Würde und Bürde des Gemeindeoberhauptes übertragen wurde. Während

dieser Zeit des öffentlichen Wirkens an führender Stelle, man darf wohl auch sagen dank seiner Initiative, erhielt Herzogenbuchsee Ende der sechziger Jahre seine auch heute noch recht repräsentativ wirkende Zufahrt zum Bahnhof. Es bedurfte hiezu jedoch manch harten Strausses mit den «Baronen» der damaligen Centralbahngesellschaft, bis sich diese dazu bereit fanden, das ihr Zustehende an die Korrektion zu leisten. Unter dem 16. Dezember 1868 schrieb Gemeinderatspräsident S. F. Moser an Oberst F. in Basel, offensichtlich einer der massgebenden Herren bei der Centralbahn, in dieser Sache u. a.:

«Es ist Ihnen bekannt, dass die hiesige Gemeinde von vornherein geneigt war, einen angemessenen Beitrag an die Korrektion der Bahnhofstrasse zu leisten, obschon sie eigentlich nicht dazu verpflichtet wäre, denn nach § 9 des Pflichtenvertrages zwischen dem Kanton Bern und der Centralbahn ist dies eine Aufgabe der letzteren. Wir wollten wenigstens den guten Willen zeigen, aber statt uns entgegenzukommen, hat man uns die grössten Zumutungen gemacht, so dass wir die Hauptsache hätten bestreiten müssen, was umso weniger akzeptiert werden könnte, weil unsere Gemeinde total kein Vermögen besitzt und alles durch Telle gedeckt werden muss. Wir könnten ganz füglich sagen, für uns selbst, für unsere Gemeinde ist der jetzige Bahnhofweg genügend, allein es ist etwas ganz anderes, wenn man den auswärtigen Verkehr in Betracht zieht, denn für diesen ist der jetzige Zustand ein Skandal und es ist zum Verwundern, dass unsere Regierung dieses alles so hingehen lässt.» In diesem Zusammenhang verweist unser Buchser auf den besonders gefährlichen «Kehr» bei «Bösigers Pinte, wenn man von Oberönz herkommt». Man habe es nur der Vorsehung zu danken, dasss es bis dato kein schwereres Unglück abgesetzt habe. «Solche miserable Zufahrt», so polemisiert er weiter, «zu einem frequentierten Bahnhof habe ich noch nie gesehen und wahrscheinlich existiert keine so schlechte in ganz Europa ... es ist eine lötige Schande für die Centralbahngesellschaft, allein da die Herren nicht persönlich dabei belästigt sind und nicht hören, wie man da und dort über das Zeug schimpft, so geht man leichthin darüber weg. Aus eigenem Antrieb hat die Gemeinde bei der Pinte von Bösiger einen Wegweiser und eine Laterne angebracht, da die Leute sowohl bei Tag als natürlich auch bei Nacht öfters verlaufen sind ... Es scheint uns übrigens und wir haben es uns schon manchmal gesagt, es ist gerade wie wenn ein böser Geist gegen uns vorhanden wäre, was wir nicht begreifen, da doch Herzogenbuchsee und Umgebung der Centralbahn zu verdienen geben ... Ich kann Ihnen nur wiederholen, dass die hiesige Gemeinde bereit ist, loyal mitzuwirken und zu dem Werke beizutragen, was recht und billig ist; dass man aber ihr die Hauptsache aufbürde, wäre entschieden nicht recht und müsste auch in Zukunft von der Hand gewiesen werden ...»

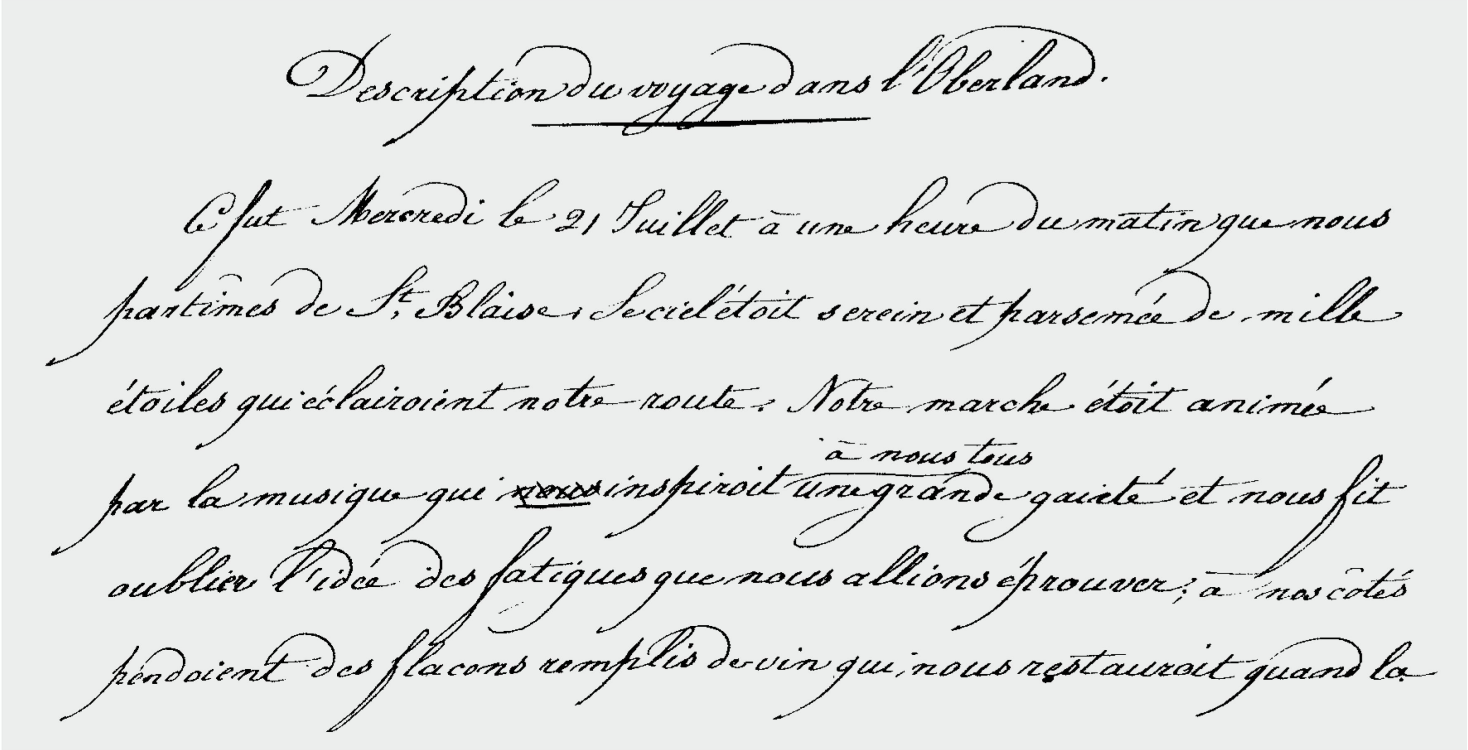
Am 15. November 1869 wurde das grosszügig geplante Werk der Korrektion schliesslich in Angriff genommen. Welcher Kostenverteilungsschlüssel dabei zur Anwendung gelangte, ist uns nicht bekannt, doch hat die

Gemeinde Herzogenbuchsee ziemlich bös bluten müssen. Dafür bekam sie aber, was für die damalige Zeit alles andere als selbstverständlich schien, eine angenehmere Zufahrt mit Trottoirs, «welche dem Verkehr ziemlich gut entspricht», wie Moser in seinem Tagebuch festhielt. Wohl hatten anfänglich etliche Moser gegenüber den Einwand erhoben, die ganze Anlage sei nur zu grossartig, doch wich diese Auffassung bald einmal der allgemeinen Freude über das vollbrachte Werk, das, nach Moser, «gerade eben recht» war. Aber so versichert der Gemeinderatspräsident, «es kostete viel Arbeit und es gab unendlich viel Gmeindwerk, das bei den Bürgern böses Blut machte. Auch kamen die Gesamtkosten auf eine nicht unbeträchtliche Höhe».

Noch für zahlreiche andere Gemeindeanliegen hat sich Moser tatkräftig eingesetzt. Aus der Fülle seiner kommunalen Tätigkeit haben wir hier nur eine einzelne Tat herausgegriffen, für welche sich die Bevölkerung von Herzogenbuchsee sicher noch heute zu Dank verpflichtet fühlt.

Ein amtlicher Geheimauftrag ins Ausland

Drehen wir, nachdem wir bis an die Schwelle der siebziger Jahre gelangt sind, das Rad der Zeit um mehr als zwei Dezennien zurück ins Jahr 1846, das Historikern und Politikern als Verfassungsjahr denkwürdig erscheint, dem damals lebenden Geschlecht weit mehr als Hungerjahr eindrücklich wurde. Die Lebensmittelnot zog sich durch das ganze Jahr 1846 hindurch (Kartoffelkrankheit 1845!) und gipfelte im Oktober desselben Jahres in dem sog. Kartoffelkrawall in Bern. Die andauernde Kalamität veranlasste schliesslich die Regierung zur Einsetzung einer besondern Lebensmittelkommission, der die Aufgabe oblag, Massnahmen zum Ankauf von Lebensmitteln zu treffen und zu diesem Zwecke geeignete Personen nach dem Ausland abzuordnen. Am 29. September 1846 bildete sich ein Dreierausschuss, bestehend aus den drei Regierungsräten Dr. Joh. Rud. Schneider (dem späteren Seelandentsumpfer) als Präsident, Finanzdirektor Jakob Stämpfli und Cyprien Revel als Mitglieder. Für den Ankauf von Lebensmitteln stand aus dem vom Grossen Rat eröffneten Kredit die Summe von Fr. 300 000.– zur Verfügung, doch sollten zunächst nur Fr. 200 000.– ausgegeben werden. Vermutlich durch Vermittlung von Associé Born wurde unser Samuel Friedrich von Regierungsrat Schneider im Februar 1847 damit betraut, grössere Ankäufe von Getreide und Mehl im Rheinland, Belgien, in den Niederlanden und in Le



Description du voyage dans l'Oberland.

C'est Mercredi le 21 Juillet à une heure du matin que nous partîmes de St. Blaise. Le ciel étoit serein et parsemé de mille étoiles qui éclairoient notre route. Notre marche étoit animée par la musique qui ~~nous~~ inspiroit à nous tous une grande gaieté et nous fit oublier l'idée des fatigues que nous allions éprouver; à nos côtés pendoient des flacons remplis de vin qui nous restaurait quand la

Die Schriftzüge von Samuel Friedrich Moser

Havre zu tätigen. Stand dieser Geheimauftrag ins Ausland lediglich im Zusammenhang mit der damals herrschenden momentanen Lebensmittelnot, oder spielte nicht ebenso sehr, wenn nicht noch mehr, hier die wirtschaftliche Kriegsvorsorge eine,Rolle? Es erscheint durchaus möglich, wenn nicht wahrscheinlich, dass die unter der Führung Jakob Stämpflis stehende bernische Regierung bereits sicher mit einem Krieg gegen die Sonderbundskantone rechnete – befinden wir uns ja im Sonderbundskriegsjahr 1847 – und sich wirtschaftlich auf diesen hin rüsten wollte. Auffallend erscheint jedenfalls, dass Regierungsrat Schneider in seinem ersten Brief an Moser den streng geheimen Charakter des ihm erteilten Auftrages betont, und dass dieser auf den Namen seines eigenen Unternehmens reisen muss. «Damit die Sendung nicht verraten wird», so äussert sich Schneider am Schluss seiner Instruktion, «soll dieser Brief nicht contrasigniert werden». Aus weiteren Schreiben des Regierungsmannes geht hervor, dass Mosers Lebensmittelfahrten mit anerkennungswürdigem Geschick erledigt wurden, obwohl die Voraussetzungen dafür, günstige Ankäufe zu tätigen, leider oft fehlten.

Die stetigen Preisschwankungen auf dem Getreidemarkt spielten unserem Buchser gelegentlich einen schlimmen Streich. Umso mehr ehrt es ihn, dass Regierungsrat Schneider sich in seinen Briefen in durchaus lobenswertem Sinne über seine Handelstätigkeit ausspricht und seine Ankäufe als vorteilhaft bezeichnet. «Nur war es wirklich fatal», so meint Schneider, «dass die Preise bei Ihrem Abgang von Herzogenbuchsee in Bayern fortwährend stiegen, während sie am Rheine damals fielen und jetzt, wo Sie sich an den Rhein begeben, plötzlich wieder bedeutend gestiegen sind. Das ist ein Zufall, für den weder Sie noch ich Schuld tragen können, denn ich war ja ganz einverstanden, dass Sie zunächst jene Richtung nehmen sollten, jedenfalls kommt Ihr Getreide hieher geliefert immer noch mehrere Franken wohlfeiler als es hier steht.» Nach Abschluss von Mosers Auslandmission schrieb ihm Schneider ebenfalls durchaus anerkennend: «Es gereicht mir zum besondern Vergnügen, Ihnen namens des Staates Ihre vielfachen Bemühungen bei den Fruchtankäufen in Deutschland, die Sie mit ebenso viel Umsicht als Berücksichtigung des wahren Vorteils für den Staat bewerkstelligt haben, zu verdanken.» Über seine Auslandsendung liegt von Moser selber verfasst ein ausführlicher Rechenschaftsbericht vor, den das Berner Staatsarchiv aufbewahrt, der uns einen Einblick in das Tun und Lassen der beiden bernischen Abgesandten – mit ihm fuhr auch der Lehenmüller Kopp aus Niederönz mit – auf ihrer Deutschlandreise gewährt. Die beiden fuhren über Zürich nach Schaffhausen und unternahmen von dort aus einen Abstecher nach dem Grenzdorf Thayngen, wo sie für die sechs Licenzscheine die betreffende Frucht anzukaufen suchten. Hier war jedoch alle ihre Mühe umsonst und unverrichteter Dinge erfolgte die Rückkehr nach Schaffhausen. Am 19. Februar ging die Reise weiter über Diessenhofen, Stein und Konstanz nach dem Bodenseestädtchen Lindau, wo die beiden abends «durch die stürmisch bewegten Fluten» wohlbehalten anlangten. Durch Vermittlung der Firma von Pfister, vermutlich ein Kommissionsgeschäft für Getreide, wurden dort grössere Ankäufe gemacht, «meistens Kernen und nur eine Kleinigkeit Weizen». Ein grösserer Posten Weizen wurde vom Kommissionär Jakob Eibler erhandelt, obwohl die Preise «nicht sehr einladend» waren, allein in Anbetracht der schönen Ware und namentlich auch im Hinblick darauf, dass diese unverzüglich geliefert und durch baldiges Erscheinen derselben eine Beruhigung im Kanton Bern zu erhoffen war, wurde doch zugegriffen. Das «angenehme Lindau mit seinem reizenden See» wurde wenige Tage später verlassen und bereits am

folgenden Tag trafen die beiden Händler in Augsburg ein, wo sie zwei Tage später «auf der Schranne direkt von den Bauern oder Händlern einkauften». Da es in Augsburg an Säcken gebrach, geriet Moser in grosse Verlegenheit, obwohl ihm solche der dortige Spediteur Wagenseil zugesichert hatte. Per Bahn – damals noch etwas Ungewohntes – ging's daraufhin nach München, wo Moser, gleichfalls zu Ankaufszwecken, mit einem gewissen C. A. Müller in Verbindung trat. Sonntag, den 28. Februar, ging die Reise weiter nach Regensburg, wo die Extrapost bis Kier (vermutlich ein in der Nähe der bayrisch-böhmischen Grenze gelegener Ort) bestiegen wurde. Hier hielt die beiden «ein gewisses Etwas zurück, was uns nach einigem Zaudern zur Rückkehr bewog». «Aber selbst, wenn es uns gelungen wäre, billige Einkäufe zu machen, so wären wir doch jetzt mit der Ausfuhr in Verlegenheit, denn wenige Tage nach diesem Vorfall brachen in Neumark an der böhmischen Grenze Unruhen aus, Zusammenrottungen grosser Art fanden statt, Getreidewagen wurden geplündert und für einstweilen ist jedenfalls die Ausfuhr unterbrochen. Wenn ich also die Sache mit ihren Folgen überlege, so muss ich denken, es sei besser, wir seien nicht nach Böhmen hinübergekommen, denn bei einem allfälligen Einkauf würde man auf das betreffende Quantum Rechnung gemacht haben und jetzt nichts davon bekommen ...»

Am Dienstagmorgen, den 2. März, langten die beiden «nach fortlaufender Fahrt von 81 Poststunden wieder in München an, wo freilich von weiteren Einkäufen abstrahiert wurde, da man die Absicht hegte, längs des Rheins noch etwas zu kaufen». Am 3. März ging die Reise weiter nach Augsburg. Da sich die Ware bei einem der nunmehr folgenden Einkäufe als schlechter erwies als das Muster, bot «dies Anlass zu einem stürmischen Auftritt, der damit endete, dass der Verkäufer einen Nachlass von 30 Kreutzer pro Scheffel gestattete, womit ich mich begnügte, um keine weiteren Umtriebe mehr zu haben.» Per Eisenbahn ging die Fahrt weiter nach Donauwörth und dann per Post nach Nördlingen. Die Fortsetzung der Reise über Aalen, Gmünd und Bruchsal führte nach Mannheim, wo er «schlimme Nachrichten über den Stand der Dinge in den Niederlanden vernahm». Da in Amsterdam, wie er annehmen musste, nichts Erspriessliches zu machen war, entschloss er sich auf dem Platze, also Mannheim, bis auf die Höhe seines Kredites zu kaufen, vorausgesetzt, dass die Preise annehmbar seien. So wurden dort von J. W. Reinhard jr. rund 1560 Säcke Weizen gekauft. Auch die nächstfolgenden Tage galten Ankäufen (von Erbsen, Mehl und Weizen). Be-

sondere Freude bereitete Moser der Kauf von 500 Säcken pommerischem Weizen, der jenem aus Bayern nicht nachstand. Da er damit seinen Kredit «mehr als erschöpft» hatte, trat er am 10. März die Rückreise über Strassburg nach Basel an. Von hier begab er sich nun allein – sein Freund Kopp von Niederönz hatte sich schon früher nach der Heimat begeben – nochmals nach Schaffhausen und Lindau zur Überwachung der Spedition sowie wegen der Kontrakte mit Kommissionär Eibler, da inzwischen der erhöhte Ausgangszoll eingetreten war und Moser deswegen grosse Bedenken hatte. Erfreulicherweise war die Spedition in vollem Gange und nicht weniger angenehm war es für ihn, dass sich keine besondern Zollschwierigkeiten erhoben. Am Sonntag, den 14. März, verliess der Geheimgesandte der bernischen Regierung zum zweiten Male Lindau und langte dann am 16. März bei Regierungsrat Dr. J. R. Schneider in Bern an. Aus einem über seine Einkünfte vorliegenden detaillierten Verzeichnis geht hervor, dass Moser und sein Begleiter in Bayern 3075 Malter Kernen und Weizen sowie in Mannheim 2160 Säcke Kernen oder Weizen (jeder à 200 Pfund), 200 Säcke Ackerbohnen, 75 Säcke Erbsen, 100 Fässchen Roggenmehl und 38 Fässchen Weizenmehl, alles zusammen im Geldwerte von L. 240 624.15 (franko auf Herzogenbuchsee oder Basel geliefert) aufkauften. In seinem Schlussbericht an die bernische Regierung versichert Moser, dass er bei sämtlichen Einkäufen mit möglichster Umsicht verfahren und «überall so gehandelt habe, wie wenn es für mich selber wäre», dasselbe könne er auch von seinem Freunde Kopp sagen. Für seine Getreidereisen benötigte Moser total 29 Tage oder ca. 450 Reisestunden.

Gewiss stellt die Geheimsendung ins Ausland nur einen kleinen Ausschnitt dar aus der Fülle der Massnahmen, welche die sog. Freischarenregierung gegen die damalige Lebensmittelnot getroffen hat. Ganz abgesehen von dieser Deutschlandreise ist es zu bedauern, dass sich die bernische Geschichtsschreibung bisher so gut wie gar nicht mit dieser Seite der Tätigkeit der Regierung Stämpflis befasst hat. Es mag auffallen, dass nicht allein politisch-weltanschauliche Gegner des sog. Freischarenregiments wie Anton von Tillier und Emil Blösch in ihren Werken diese in keiner Weise würdigen, sondern dass auch der Stämpfli-Biograph T. Weiss und Ed. Bähler in seiner Biographie über Regierungsrat Schneider derselben so gut wie gar keine Beachtung schenken, obwohl wenigstens der erstere sich sehr einlässlich mit der Tätigkeit der 46er Regierung auseinandersetzt. Bildete doch die genügende Lebensmittelversorgung in dieser höchst kritischen Zeit eine

der wesentlichen Voraussetzungen für eine erspriessliche Regierungstätigkeit.

Mit Regierungsrat Dr. J. R. Schneider und anderen darf wohl auch S. F. Moser das Verdienst beanspruchen, mitgeholfen zu haben, dass keine grössere Hungersnot damals im Bernerland Platz greifen konnte.

Im Dienste der oberaargauischen Landwirtschaft

Mosers Bedeutung für die Landwirtschaft im allgemeinen und jene des Oberaargaus im besondern ist evident. Wir möchten im Rahmen unserer anspruchslosen biographischen Skizze versuchen, seine Wirksamkeit auch auf diesem Gebiet in Kürze zu erläutern, wobei wir hier mit einem seit Beginn des Ersten Weltkrieges besonders viel besprochenen Problem der Ausdehnung des Getreidebaus, mit welcher sich Moser in einer 1863 veröffentlichten Broschüre auseinandersetzte, beginnen. Diese betitelt sich «Die Korneinfuhr in die Schweiz» und ist eine Arbeit, die damals bei der landwirtschaftlichen Fachkritik grosse Beachtung und vielfache Zustimmung fand. In ganz knapper Form halten wir hier die uns wesentlich scheinenden Grundgedanken dieser Schrift fest. Er geht in dieser von der um 1860 besonders grossen Passivität des schweizerischen Aussenhandels aus und weist u.a. daraufhin, dass die Schweiz im Jahre 1861 an lebensnotwendigen Artikeln total 8014752 Zentner importiert habe, während die Ausfuhr sich nur auf deren 399493 belaufen habe. Pro 1861 habe sich somit eine Mehreinfuhr von 7615259 Zentner ergeben. An Getreide- und Hülsenfrüchten habe die Schweiz allein in diesem Jahr 3263318 Zentner und an Mehl 315250 Zentner im Werte von 50 Mio. Franken eingeführt. Insbesondere ist es nun die Korneinfuhr, die Moser zu grossen Bedenken veranlasst. Dass eine «verbesserte Kultur» das Defizit decken würde, will Moser nicht glauben, «obwohl ich ganz damit einverstanden bin, so viel wie möglich zu verbessern». Allein daneben möchte er viel radikaler vorgehen. «Wäre es nicht zweckmässig», so leitet er seine Getreideoffensive ein, «von den zwei Millionen Jucharten Wald, die die Schweiz nach den Berechnungen Stefano Franscinis besitzt, einen gewissen Teil zu urbarisieren, damit die Schweiz in Zukunft nicht mehr genötigt ist, jährlich bis 50 Mio. oder noch mehr nur für Frucht auszugeben, selbst auf die Gefahr hin, die Einnahmen von 5 Mio. für Holz allmählich zu verlieren?» Das ist nach Moser

die Kardinalfrage. Er verweist dann auf die Tatsache, dass nicht weniger als ein Sechstel des gesamten Flächeninhalts der Schweiz mit Wald bedeckt ist, während z.B. für Frankreich das Verhältnis 1:13 und für England sogar 1:23 ist.

«Ich möchte also ganz entschieden darauf dringen, mehr zu urbarisieren, natürlich nur in unseren schönen Tälern, wo der Boden dafür geeignet ist. Angenommen, man würde als Waldboden statt ein Sechstel wie bis anhin auf ein Achtel abstellen, so würde man dadurch eine Differenz gewinnen, die in runder Summe 500 000 Jucharten ausmacht.» Die Umwandlung des Waldbodens in Ackerboden würde, nach Moser, einen bedeutenden Mehrverdienst bringen. Nach seinen Berechnungen könnten ca. 60 000 Menschen mehr beschäftigt werden. Immerhin würde auch durch diesen namhaften Gewinn von Feldboden der inländische Bedarf noch nicht vollständig gedeckt werden, «allein was noch fehlt», so argumentiert er, «liesse sich durch verbesserten Anbau, durch Entsumpfung des grossen Mooses und anderer Möser, leicht ergänzen. Durch den vermehrten Viehbestand würden wir aber jedenfalls so viel gewinnen, dass wir keine fremde Butter mehr nötig hätten, sondern im Gegenteil ausführen könnten. Für die Umwandlung von Waldboden in Feldboden spreche ferner der Umstand, dass das Steuerkapital bedeutend vermehrt würde. Auf die 500 000 Jucharten würde es einen Mehrwert von 500 Mio. ausmachen, die bei Gemeinde- und Staatssteuer mehr bestellt werden könnten».

Bezeichnend für Moser erscheint, dass er die Forderung nach vermehrtem Getreideanbau nicht nur für die damals wie heute getreidearme Ostschweiz, sondern auch für den Kanton Bern und insbesondere auch für den Oberaargau aufstellte.

Zweifellos zum Schrecken verschiedener Waldkorporationen forderte er z.B., dass das sog. Hard zwischen Langenthal und Aarwangen, der Wald zwischen dem Hard und Bützberg, ein Teil der Herzogenbuchsee-Waldungen, vielleicht auch etwas vom Oberönz-Holz, dann bei St. Niklaus, die schönen Waldflächen zwischen Kirchberg gegen Fraubrunnen, Kernenried, Hindelbank usw. abgeholzt und urbarisiert werden sollten. Er verhehlte freilich nicht, dass es schwierig sein würde, Korporationswaldungen umzuwandeln, dagegen wäre es nach seiner Meinung verhältnismässig leicht, den im Einzelbesitz befindlichen Wald für den Ackerbau zu gewinnen. «Unsere Täler», so fährt er fort, «sollten alle das Gepräge höchster Kultur an sich tragen, nur der unbedingt notwendige Wald darf hier stehen bleiben. Wie ein Bauer im allgemeinen seinen Hof zu verbessern und zu verschönern sucht, so soll auch ein ganzes Land dieses Ziel anstreben. Unser Thal zunächst sei das Feld, der Garten. Der Jura einerseits und die Wyniger Berge anderseits bilden die natürliche Einfriedung, den lebendigen grossen Gar-

tenhag. Wenn wir die Sache in diesem Sinne auffassen und an die Hand nehmen, so sind wir imstande, aus unserem Kanton und speziell aus unserem Oberaargau ein kleines Paradies zu machen ...»

Zusammenfassend: «Wir haben zu wenig Brot (jährlich für ca. 30 bis 50 Mio.), zu wenig Viehstand (jährlich für ca. 10 Mio.), zu wenig Butter und Schmalz (jährlich für ca. 4 Mio.), und deshalb proponiere ich einfach, die Waldungen in unseren Tälern so viel als möglich zu vermindern und den Boden der Kultur zu übergeben, damit unserer Landwirtschaft ein neues grosses Feld geöffnet und unsere Ökonomie finanziell verbessert werde.»

Die eingangs erwähnte Fachkritik zollte der Auffassung Mosers volle Anerkennung. Der berühmte Ökonom und damalige Präsident der kantonalen ökonomischen Gesellschaft, Albert von Fellenberg-Ziegler, pflichtete in einem Briefe vom 20. Februar 1863 Mosers Vorschlag und dessen Begründung «unter einigen Vorbehalten» bei. Als solche erwähnt Fellenberg die Forderung, «dass zugleich für Wiederbewaldung der entblössten Hoch- und Mittelgebirge gesorgt würde, damit dadurch zugleich den Wasserverheerungen in den Tälern und Ebenen, durch welche unendlich viel fruchtbarer Boden der Kultur unzugänglich und dieser entzogen wird, vorgebeugt werde. Auf diese Weise liesse sich der in der Ebene der Holzproduktion entzogene Boden ersetzen, ohne die Kultur zu beschränken, indem die zu bewaldenden Berge ja doch für die Ackerkultur verloren sind. Die reichlich bewaldeten Gebirge und Höhenzüge würden zugleich als Wasserkondensatoren und Sammler wirken und uns reichlichere und konstante Mengen in den Flüssen und Bächen zur Bewässerung und als Wasserläufe für die Industrie sichern und zuführen. Im weiteren möchte dafür gesorgt werden, dass nicht durch den Bau der Eisenbahnen allzu viel Boden der Kultur entzogen werde, und dass die Böschungen der Eisenbahndämme und Einschnitte und die der Strassen, sowie die längs derselben unkultiviert bleibenden Landabschnitte, die diesen angehören, der Kultur wieder zurückgegeben werden, und dass sie auf eine zweckmässige Weise entweder mit Gebüsch, Bäumen oder Gras bepflanzt werden. Ganz gewiss betragen in der Schweiz diese öden Strecken viele hundert Jucharten, und in einem Land, welches keinen Fussbreit überflüssigen Boden hat, ist dieser Zustand solcher Landesstrecken geradezu unverantwortlich, ein Schandflecken für unsere für das Wohl des Landes besorgt sein sollenden Regierungen, der nicht zu rechtfertigen ist». Fellenberg verweist schliesslich auch noch auf die Notwendigkeit

der Juragewässerkorrektion, die sich zu dieser Zeit noch im Vorbereitungszustand befand ... «Wenn ich Ihrem Vorschlag beipflichte», so bemerkt er weiter, «so ist es nicht die Furcht vor der enormen Summe, die wir dem Ausland für Brotfrucht zahlen, die mich dazu bestimmt, sondern der Wunsch, dass unser Grund und Boden besser verwertet werden möchte als mit der Waldkultur, und dass dadurch unser Nationalvermögen sich möglichst vermehre. Denn es ist sicher, dass Boden, der für Ackerbau vorzüglich geeignet ist, durch Waldkultur lange nicht in seinem wahren Wert ausgenützt wird, und dass demnach ein relativer Verlust für uns daraus entsteht. Es ist gewissermassen ein brachliegendes Kapital, ein zu allzu niedrigen Zinsen angelegtes Kapital ...»

An dieser Ackerbau- und Walddiskussion beteiligte sich gleichfalls der Oltener Nationalrat B. von Arx, der in einem längeren Brief an M. seine Auffassung dahin zusammenfasst: «Die Ansicht, dass Waldboden, der zum Feldbau geeignet, mehr Ertrag liefern wird als im Waldbau, steht auf solange fest, als der Holzpreis nicht auf das Doppelte des wirklichen Wertes gestiegen sein wird.» Weiter: «Der Umbau von Waldboden zum Feldbau richtet sich nicht nach allgemeinen, sondern nach lokalen Verhältnissen, Verhältnissen der Lage, des Holzbedürfnisses, des Holzbestandes, der Zufuhrgelegenheit und der Höhe der Arbeitslöhne.» Anderseits weist von Arx ebenfalls auf die «zufälligen Hindernisse» hin, «die der konsequenten Durchführung» des von Moser vertretenen Gedankens im Wege stehen. «Erstlich», so schreibt der Oltener, «sind nicht alle Gegenden mit gleich gutem Waldboden versehen, Wald muss aber trotz Steinkohle und Torf jede Gegend ein gewisses Quantum besitzen. Manche Gegend hat aber Überfluss an Ackerboden im Verhältnis zu den Arbeitskräften und es würde sich die Urbarisierung ihres zum Feldbau geeigneten Waldbodens aus diesem Grunde nicht lohnen. Solche Gegenden hat es in unserem Kanton, im Kanton Luzern, Freiburg und ich weiss, dass früher auch die Freiberge deren hatten...»

Soviel aus dieser in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts geführten Aussprache. Den Ratschlägen Mosers und Fellenbergs wurde in der Folge keine allzu grosse Beachtung geschenkt. Gewiss wurden im Einzelfalle verschiedene der erhobenen Forderungen inzwischen verwirklicht, doch sind sie im grossen und ganzen unerfüllt geblieben. Man muss wohl sagen, leider! Welche Beruhigung wäre es doch für alle die gewesen, welche den Ersten und namentlich den Zweiten Weltkrieg miterlebten, wenn man früher schon

sich darum gesorgt hätte, dass unsere eigene Brotfrucht den inländischen Bedarf wenigstens zur Hauptsache decken würde …

Praktische Erfolge in der Milchwirtschaft

Blieben Mosers Bemühungen um den Getreidebau im Wesentlichen im Stadium blosser Erörterungen stecken, so erlebte er dagegen die Genugtuung, dass ihm auf dem Gebiete der Milchwirtschaft der praktische Erfolg beschieden wurde. Hier gelangen ihm Versuche, die selbst im Zeitalter fortgeschrittener Technik noch der lobenden Erwähnung wert sind.

Moser gebührt einmal das Verdienst, den Feuerherd für Käsereien in weitgehendem Masse verbessert zu haben. Über seine in der Käserei Herzogenbuchsee unternommenen Versuche hat er später im Schosse des ökonomisch-gemeinnützigen Vereins des Oberaargaus – er gehörte diesem während vielen Jahren als besonders anregendes Vorstandsmitglied an – an einer ausserordentlichen Hauptversammlung in Herzogenbuchsee berichtet. Lassen wir ihm selber das Wort über den verbesserten Feuerherd: «… mit diesem ist es möglich, den früher immer ca. 20 Klafter betragenden jährlichen Holzverbrauch für ein einfaches Mulchen im Sommer und Winter um einen Drittel herabzumindern. Das neue von der Käsereigesellschaft Herzogenbuchsee im Jahre 1859 eingeführte Feuerungssystem hat den Vorteil, dass es bedeutend weniger Holz beansprucht. Ferner kommt dazu, dass der Käser bei dem neuen System nicht mehr so vom Rauch belästigt wird, wie das früher der Fall war.»

Mit dem Problem der Käsebereitung mittels Dampf hat sich Moser als erster erfolgreicher Praktiker auseinandergesetzt. Über seine diesbezüglichen Versuche berichtete er in einem Referat:

«… zu diesem Zwecke nahm ich ein gewöhnliches Buchkessi, stellte es in die Nähe des Brennhafens, füllte solches mit ca. 400 Pfund Milch und leitete durch ein angepasstes Rohr den Dampf vom Brennhafen direkt in die Milch, welche dann wie gewohnt in Käse verwandelt wurde. Der ganze Prozess ging wie gewünscht vonstatten, und ich machte auf diese Weise 3 Käse im Gewicht von 35 Pfund, welche ganz zu meiner Zufriedenheit ausgefallen sind.

Wenn dieses System praktisch wäre, so liesse sich vermutlich die Hälfte Holz ersparen – beim gewöhnlichen Käsen wirkt das Feuer mit einer Hitze von 400–500 Grad auf das Kessi, und zwar unten weit stärker als oben, also sehr ungleichmässig, während bei Dampfanwendung die Hitze nicht höher steigt als ca. 120 Grad – und man hätte den

doppelten Vorteil, einerseits immer warmes Wasser zu haben und anderseits in jedem beliebigen Geschirr, also auch in einem hölzernen, Käs zu fabrizieren.

Die kuhwarme Milch, wie sie ins Kessi kommt, hat gewöhnlich 24 Grad; bei ca. 30 Grad wird sie dick gelegt und bei 40 Grad wird der Käse ausgehoben; für die Verdampfung braucht man – nach einem genauen Versuche – kaum mehr als 3 Mass auf 100 zu rechnen, was kaum einen nachteiligen Einfluss auf den Käse haben dürfte, da der Dampf reiner ist als Brunnenwasser.

Da der erste Versuch infolge unzureichender Vorbereitung nicht massgebend sein konnte, so wurde später zu einem zweiten geschritten. Wegen der Rarität der Milch konnte in dem grossen Milchkessi der Käserei, welches 500 Mass = 2000 Pfund, fasst, nur mit 703 Pfund operiert werden, die mir einige Freunde bereitwillig lieferten, aber das Kessi nicht viel mehr als zu einem Drittel füllten. Nachdem ich nun in meinem gutausgelaugten Brennhafen das Wasser bis zum Sieden gebracht hatte, leitete ich durch ein angebrachtes Rohr den Dampf am inneren Rande des Kessels direkt hinab in die Milch, welche dann wie beim gewöhnlichen Käsen behandelt wurde. Zuerst brachte ich sie auf 30, dann auf 40 Grad und der ganze Prozess verlief wie gewöhnlich, ohne dass etwas Augenfälliges bemerkbar wurde. Hierauf wurde der Käs ausgehoben und auf den Pressel in die Käserei transportiert. Schon da bemerkte mir der Käser, dass der Käse gut ausfallen werde und wirklich hat sich seine Ansicht tatsächlich erwahrt, indem nach einigen Wochen derselbe so beschaffen war, dass man unbedingt auf ein schönes Innere schliessen durfte. Am 27. Dezember – d.h. nach sechs Wochen – wurde das Stück zum ersten Mal angebohrt und der Böhrlig war so schön, dass er jede Erwartung übertraf. Seither wurde der Käs auch noch von Sachkennern und Käshändlern untersucht, und alle fanden denselben im Stich ausgezeichnet schön, so dass er nichts zu wünschen übrig lässt. Er kam an die Ausstellung nach Colmar i. E. und wurde prämiert.

Am 30. Dezember liess ich den Käse auf die Waage bringen und fand an Gewicht 63⅜ Pfund, so dass 11½ Pfund Milch auf 1 Pfund Käse kommen, welches Verhältnis, so viel ich weiss, ganz günstig ist.

Vorderhand erachte ich das Problem mit Dampf zu käsen, für gelöst. Es muss jedermann einleuchten, dass wenn sich die Sache bewährt und die Käserei vielleicht mit einem Gewerbe in Verbindung gebracht werden kann, offenbar eine grosse Holzersparnis eintreten muss und zwar umso mehr, da bei der jetzigen Feuerung sehr viel Holz unnütz verbrennt (zweimal, gerade wenn das Feuer in grösster Glut ist, wird das Kessi abgezogen) . Bei einem Dampfkessel geht freilich auch Hitze verloren, allein der Verlust ist bedeutend geringer ... Der Einwand, der Dampf könnte dem Käse einen Beigeschmack geben, ist nicht berechtigt, denn der Dampf ist so rein, dass er gewiss die Milch nicht beeinträchtigt. Ich habe übrigens bereis versucht, denselben nicht unmittelbar in die Milch, sondern in eine das Milchgefäss umgebende Wasserschicht zu leiten: Ich liess nämlich mein Bauchkessi so einfassen, dass zwischen der äusseren Wandung und der inneren ein Zwischenraum von 2 Zoll entstand und in diesen Zwischenraum leitete ich den Dampf. Nach diesem System wird zur Zeit, d.h. ca. 1860 –, eine Käserei in St. Urban eingerichtet.»

Moser galt in Käsereifragen überhaupt, und das nicht nur in seiner engeren Heimat – er war während vielen Jahren Präsident der Käsereigesellschaft

Herzogenbuchsee –, sondern weit herum im Schweizerlande, als eine Autorität. Bei der Einrichtung von Käsereien wurde öfters sein Rat zuerst eingeholt. Erwähnung verdient auch, dass wir ihm auch eine verbesserte Käsepresse verdanken, die überall leicht Anklang fand, da sie einmal «sehr einfach, wenig kostspielig und dazu recht elegant war», so dass sie zur Ausschmückung jeder Käserei dienen konnte. Das auf eine Idee Mosers zurückgehende Rollwägeli-System wurde zuerst in den Käsereien von Herzogenbuchsee und Aarwangen eingeführt und begegnete, nachdem anfänglich die Käsereikommission Herzogenbuchsee «nicht sehr dafür begeistert war und sich die Sache schwieriger vorgestellt hatte» als sie in Wirklichkeit war, allgemeiner Bewunderung. Mosers Käspresse gelangte, wie sein mit Fellenberg geführter Briefwechsel erkennen lässt, auch im Wallis zu Ehren, wo eine «Presse nach neuester Konstruktion» an eine in Sitten stattfindende Ausstellung geliefert wurde, wo sie bald einen begeisterten Käufer fand.

Versuche im Hopfenbau

Ein unseres Wissens im Oberaargau sonst kaum gepflegtes landwirtschaftliches Spezialgebiet, dem jedoch Samuel Friedrich während längerer Zeit mit grossem Eifer oblag, war der Hopfenbau. Die dabei gemachten guten und schlimmen Erfahrungen legte er in einer Denkschrift nieder, die auch von Fellenberg, dem Präsidenten der kantonalen ökonomischen Gesellschaft, zugestellt wurde. Aus diesem Bericht erhellt, dass seine erste Versuche mit Hopfenbau ins Jahr 1866 zurückreichen. Die ersten Hopfenfechser erhielt er aus dem Württembergischen, «die Zahl war jedoch gering». Er versetzte diese in ein Pflanzenbeet ohne Stangen und erhielt für das erste Jahr noch keinen Ertrag. Im Februar 1867 liess Moser dann eine Parzelle Land «rigolen» und die Hopfen wurden nun darin verpflanzt, insgesamt etwa 150 Stöcke. Schon dieses erste Jahr war ihm ein ordentlicher Ertrag beschieden, der auch ohne Mühe – es handelte sich lediglich um ein geringes Quantum – abgesetzt werden konnte.

Vom Winter 1867/68 an wurde die ganze Sache in einem etwas grösseren Massstabe betrieben. Moser vergrösserte das Hopfenfeld auf eine ganze Jucharte. Zu diesem Zwecke wurde der Boden auf 2½ Fuss Tiefe umgearbeitet. Die dafür erforderlichen Fechser (Schösslinge) bezog er teils aus dem Elsass, teils wieder aus Württemberg.

«Indem ich für diesmal von einer Pflanzschule abstrahierte, versetzte ich sie sogleich an ihren Standort auf 5 Schuh Distanz. Nachdem die Ranken eine Länge von 2 bis 3 Fuss erreicht hatten, bekamen sie Stangen und wurden im übrigen so besorgt, wie es in den verschiedenen Anleitungen zum Hopfenbau angegeben ist.»

Moser hatte nunmehr schon ein ganz beträchtliches Hopfenfeld mit nicht weniger als 1600 Stöcken. Mit Genugtuung spricht er sich über das Wachstum der Hopfen aus, «das ganz erstaunlich» ist, «bei günstiger Witterung rücken einzelne Ranken bis 4 und 8 Zoll aufwärts (1 Zoll = ca. 3 cm). Das Wachstum der Hopfen wurde durch das Sommerwetter sehr begünstigt; im August waren die Hopfen bereits alle obenaus und mit Dolden ganz befriedigend behangen. Die Fechser von 1868 hatten sich ebenso gut befruchtet wie die verpflanzten von 1867. Anfangs September schritt man zur Ernte, und das Ergebnis war grösser als erwartet». Moser konnte 600 Pfund einheimsen. Leider liess der Absatz dann etwas zu wünschen übrig, indem nur ca. die Hälfte zum Preise von Fr. 1.40 veräussert werden konnte, während für die andere Hälfte die Bierbrauer keinen Bedarf hatten. Dieser Umstand veranlasste M. dazu, dass er später schon im Sommer für den Absatz besorgt war. Im folgenden Jahr verkaufte er dann auch ohne Mühe seine ganze Ernte zu einem recht befriedigenden Preise; allerdings war aber diesmal der Ertrag, verglichen mit jenem des Vorjahres, recht schwach. Den Bestellern konnte er nur die Hälfte des gewünschten Quantums liefern. Zusammenfassend wird in dem Bericht über die drei ersten Hopfenjahre bemerkt, «dass sie ungeachtet des verfehlten Verkaufs anno 1868 doch ziemlich befriedigend ausgefallen sind und einen Aktivüberschuss von einigen hundert Fr. ergaben.»

Später allerdings fand er gar keinen Abnehmer mehr für seine Ernte, «und um damit aufzuräumen, habe ich dann solche als Streue für die Pferde gebraucht, zu welchem Zwecke sie sich vorzüglich eigneten. Es gab zwar teuren Mist, allein man hatte doch das Angenehme, während einigen Tagen einen vortrefflichen Geruch im Stalle zu haben, was sonst in diesen Räumen nicht der Fall ist».

Zum Abschluss unseres Abschnittes über Mosers Bestrebungen im Bereiche des Landbaus und der Milchwirtschaft möchten wir auch noch ganz kurz seine Verdienste um die landwirtschaftliche Buchführung erwähnen. Nicht nur führte er selber in mustergültiger Weise Buch, sondern er stand auch andern Landwirten mit Rat und Tat hier zur Seite. Er hielt sogar Vor-

träge über landwirtschaftliche Buchführung, so einmal auch vor der Mittwochgesellschaft von Wanzwil – es gab also eine solche nicht nur in Herzogenbuchsee – und arbeitete seinerzeit ebenfalls eine Preisschrift über das Thema: «Die Buchhaltung des Landwirts» aus, welche er auf die ausgeschriebene Preiskonkurrenz hin dem Vorstand des Schweiz, landwirtschaftlichen Vereins einreichte.

Kam diese Arbeit anfänglich aus nichtigen Gründen nicht «in die Kränze», so doch wenige Jahre später, wenn freilich auch in abgeänderter Form, als Lehrer Anderegg in Wanzwil eine Buchhaltung ganz nach dem System Mosers schuf. Dieser blieb die volle Anerkennung nicht versagt und wurde insbesondere von A. von Fellenberg mit höchstem Lobe ausgezeichnet.

Erziehungsfragen – noch und noch

Was lag S. F. Moser eigentlich mehr am Herzen als die Erziehung seines Volkes, d.h. die Vorbereitung des jungen Menschen auf seinen künftigen Lebensweg? Wir haben bereits seine Bemühungen um eine Reform im Armenwesen kurz beleuchtet und dabei feststellen können, wie sehr ihm die Erziehung armer Kinder zu denken gab. Aber darüber hinaus befasste er sich mit dem Erziehungswesen überhaupt. Seine Äusserungen auf diesem Gebiet sind besonders zahlreich, zudem recht originell, wenn sie auch bei vielen seiner Zeitgenossen einer lebhaften Kritik riefen.

In seinen Bestrebungen um das Erziehungswesen mochte sich der junge Handelsmann gesinnungsverwandt mit Albert Bitzius, dem späteren Dichterpfarrer von Lützelflüh, fühlen, der während fünf Jahren als Vikar in Herzogenbuchsee, der grössten Kirchgemeinde des Oberaargaus, wirkte. Wie Samuel Friedrich uns in seinen Tagebuchaufzeichnungen bestätigt, widmete sich Bitzius mit besonderem Eifer dem Erziehungswesen, das in damaliger Zeit ja noch einen wesentlichen Bestandteil der pfarramtlichen Tätigkeit bildete. Wie weithin bekannt ist, führte Bitzius' unerschrockenes Handeln auf diesem Gebiet dazu, dass er sich mit dem Regierungsgewaltigen von Wangen a.A. – damals war dort Rudolf Emmanuel von Effinger Oberamtmann – überwarf. Bitzius musste von seinem Buchser Pfarrvikariatsposten weichen und kam dann als Vikar an die Heiliggeistkirche in Bern. Wenig oder wohl kaum bekannt ist die Tatsache, dass hauptsächlich auf Bitzius'

Die Scheidegg, Herzogenbuchsee, zur Zeit von Samuel Friedrich Moser

Betreiben hin in Herzogenbuchsee eine Nähschule gestiftet wurde, in der arme Mädchen unentgeltlich, und solche aus vermöglichen Familien gegen eine mässige Vergütung, im Nähen unterrichtet wurden. Der damals etwa 25jährige Moser vermochte sich, wie aus seinem Tagebuch hervorgeht, sehr für diese Sache zu erwärmen. «Diese kleine Stiftung», so bemerkt er, «ist recht wohltuend, denn da werden arme Kinder auf eine nützliche Art beschäftigt und dadurch auch zu Ordnung und Reinlichkeit angehalten. Erst später müssen sich die guten Folgen davon spüren lassen, denn sicherlich ist

dieses Lernen und diese häusliche Arbeit nicht ein unbedeutender Beitrag für die Bildung einer Hausfrau, die für sich selbst und ihre Kinder oft in den Fall kommen wird, Ausbesserungen an ihren Kleidern zu machen, wodurch sie manche bare Auslage vermeiden wird.»

So sehr Moser die Gründung dieser sozialen Institution begrüsst, so sehr bedauert er anderseits,

«dass die Gemeinde auch gar nichts zur Unterstützung beitragen wolle, denn die Vorgesetzten haben selbst das wenige benötigte Holz für die Heizung des Ofens abgeschlagen. Die sämtlichen Kosten werden nun durch freiwillige Beiträge zusammengeschossen und diese kommen fast ausschliesslich von wohldenkenden Frauen und Töchtern, denen allein die gänzliche Direktion zukommt. Der Verein hat bereits einen kleinen Fonds von 200 Pfund und erfreut sich des besten Fortganges ...»

In die gleiche Zeit fallen auch die Bemühungen um eine Privatschule, bei der es sich offenbar um eine Vorläuferin der heutigen Sekundarschule handelt. Darüber berichtet Moser weiter:

«An die Nähschule reiht sich diese (Privatschule), welche zwar für den Augenblick unterbrochen ist, aber in kurzer Zeit viel mächtiger als zuvor erkeimen wird. Mittelst Aktien will man der Sache grössere Ausdehnung geben und die Schule so einrichten, dass auch eine angemessene Anzahl unvermögender Kinder unentgeltlich darin aufgenommen werden kann. Dann ist noch die Schulkommission, welche aus sieben Mitgliedern besteht und welche beauftragt ist, die hiesigen Schulen abwechselnd zu besuchen usw. Sie verwaltet auch einen kleinen Schulfonds von 250 Pfund, welcher im Laufe dieses Jahres von meinem Bruder Felix und der Grossteil als Vermächtnis von Bäsin Maria Moser gestiftet worden ist. Es wäre zu wünschen, dass andere gute Menschen ebenfalls etwas spenden würden, damit später aus den Zinsen allein viel Gutes gestiftet werden könnte, weil doch die Gemeinde so ungerne Opfer zum allgemeinen Besten bringt ...»

So sehr Moser den in den dreissiger Jahren aufkommenden Eifer mancher Bürger für eine bessere Jugendbildung begrüsste und die damalige oft fast grenzenlose Verständnis- und Interesselosigkeit der Behörden gegenüber diesen Bestrebungen missbilligte, so hat er anderseits, einige Jahrzehnte später, recht scharf gegen den im Laufe der Jahre immer stärker aufkommenden Bildungsdünkel, der eine nicht zu verkennende allzu einseitig auf Wissen und Verstandesbildung eingestellte Schulbildung zu hoch bewertete und die Landarbeit unterschätzte, vom Leder gezogen. Neben der Wissensbildung, deren Wert er wohl anerkannte, war ihm die Herzens- und Charakterbildung des jungen Menschen nicht weniger wichtig. Vor einer Über-

schätzung der ersteren glaubte er seine Zeitgenossen warnen zu müssen. Seine Auffassung über die Erziehung der jungen Generation verfocht er mit besonderem Eifer, als der Meinungskampf um die

Einführung der pädagogischen Rekrutenprüfungen

entbrannte. Samuel Friedrich war zwar kein bedingungsloser Gegner dieser Examina, aber er wandte sich mit Heftigkeit dagegen, dass man bei diesen Prüfungen so sehr das Schreiben betone. Seinen Standpunkt fasste er in einer Denkschrift zusammen, die er an verschiedene Politiker, Militärs, Geschäftsleute und Schulmänner sandte. In dieser polemisiert er nun teilweise ganz gehörig los:

«Es scheint mir etwas Ungereimtes, von einem schwerfälligen Arbeiter zu verlangen, dass er gut schreibe und rechne ... Wenn ich einen guten Schreiber will, so werde ich einen solchen ebenso gut bekommen wie einen guten Arbeiter, ja noch leichter. Ich glaube demnach, es sei für die Schreiberei vollständig gesorgt. Angenommen, man bringe es dahin, dass der Rekrut mit 20 Jahren artig schreibe und rechne, wer bürgt denn dafür, dass er im 25., 30., 35. und 40. Jahr die Feder noch ebenso gut hantiere? ... Will man die Sache radikal durchführen, so müsste man dem ganzen Schweizervolke verkünden, dass die Prüfungen von 5 zu 6 Jahren wiederholt werden und definitiv erst auf dem Todbett aufhören. Die Militärfreien, sowie die Frauen und Töchter müssten dann ebenfalls dran glauben und sich so gut stellen als andere. Um gerecht zu sein, wird dann auch in den oberen Regionen Ordnung geschafft. Die Bundes-, National-, Regierungs- und Grossräte werden bezüglich Staatswirtschaft auf Fähigkeit und Charakter geprüft und jene, welche zu leicht befunden werden, ausgemustert. Es werden besondere Hochschulen errichtet, um die nötige Zahl von Prüfungsprofessoren heranzuziehen. Da man aber diesen nicht zu viele Stunden zumuten kann, so wird zweifellos ein grosses Kontingent erforderlich sein. Der Verdienst wird dadurch vervielfältigt und viele Tausende von Mitbürgern werden eine Erwerbsquelle darin finden, indem sie die Tugenden und Untugenden der Volksrepräsentanten einer Analyse unterwerfen, die ohne Zweifel sehr interessant sein muss. Darüber werden weitläufige Kontrollen geführt und der Verbrauch an Papier wird sich bedeutend vermehren, so dass die Papierfabriken mit ihren vielen Arbeitern eine sehr willkommene Beschäftigung dabei finden werden. Auf diese Weise werden wir es zu einer Vollkommenheit bringen, die nichts zu wünschen übrig lässt und man wird von der Schweiz sagen können: ‹Das ist ein Musterstaat vom geringsten Schuhputzer bis zum obersten Staatsmann›.»

Moser übersieht mit dieser Argumentation wohl einen ganz wesentlichen Zweck der damaligen pädagogischen Rekrutenprüfungen, bei denen man doch feststellen wollte, wie es um den Volksbildungsgrad in den verschiede-

nen Landesgegenden und Kantonen, damals, d.h. vor rund 100 Jahren, stand. Offensichtlich verkennt er die Absichten der Freunde der pädagogischen Rekrutenprüfungen, und vollkommen unmotiviert erscheinen seine ironischen Bemerkungen, die er zum Schluss anbringt.

Begreiflicherweise lauteten denn auch lange nicht alle der vielen Antworten in zustimmender Weise. So konnte sich Regierungsrat Albert Bitzius, welcher 1878–1882 dem bernischen Unterrichtswesen vorstand, mit Mosers Standpunkt nicht befreunden.

«Ihre Ansichten betreffend die Rekrutenprüfungen», erwiderte ihm dieser, «wurden mir durch meine 20jährige Praxis als Geistlicher nicht bestätigt. Die Schreiberei würde durch diese Prüfungen nicht allzu sehr vermehrt, denn jetzt muss der eine Teil der Menschen doppelt so viel, weil für den andern Teil, schreiben. Übrigens, stellen Sie mir einen einzigen, der bereut, diese Dinge gelernt zu haben und ich stelle Ihnen dafür zehn und mehr, die es reut, dieselben nicht recht und ihrer nicht noch mehr gelernt zu haben ...»

Der Langenthaler Radikale, Nationalrat Johann Bützberger, erklärte sich mit Moser in einem vom 14. April 1877 datierten Brief einverstanden,

«wenn er der Schulmeisterei, wie sie jetzt betrieben werde, den Krieg erkläre, die übertriebenen Schreibereien verdamme und die Schnörrewagner und liederlichen Regenten gehörig übers Knie nehme».

Dagegen glaubte Bützberger, dass Moser über die Volksschule und höheren wissenschaftlichen Anstalten doch wohl zu geringschätzig urteile. Mosers Hinweis, dass in «Frankreich jene vier Departements, welche in Bildung am weitesten zurückstehen, auch am wenigsten Verbrechen haben», stellte er die Tatsache gegenüber, « dass laut Zuchthäuserstatistik, die weitaus grösste Zahl der Sträflinge ohne alle Schulbildung sei ...» Der stadtbernische Kaufmann G. Berger warf der Auffassung des Buchsers eine «gewisse Einseitigkeit» vor. Mit träfen Argumenten verteidigte der Zofinger Oberst Siegfried die «durchaus gute Einrichtung» der pädagogischen Rekrutenprüfung.

«Mit grossem Aufwand von Mitteln unterhält der Staat überall Schulen, er bietet dem jungen Bürger Gelegenheit, ja, er zwingt ihn sogar, sich auszubilden und gegen diesen Zwang lehnt sich niemand auf, weil ja jeder einsieht, dass nur Bildung den Menschen adelt und dass ein Mensch ohne Schulbildung eben gar ein kurioses Geschöpf ist ... Wie will man in der Republik, wo am Ende eben jeder Bürger berufen ist, seine Stimme abzugeben, verlangen, dass eben diese Stimme zum Wohle des Gesamten ausfalle, wenn man den Stimmfähigen nicht zugleich auch die Mittel an die Hand gibt, die Fähigkeit zu

erlangen, zu unterscheiden, wie er stimmen soll? Und dazu ist gewiss vor allem nötig, dass einer gehörig lesen und schreiben kann. Wer hiezu nicht fähig ist, dem ist eben jede weitere Vervollkommnung seiner selbst verunmöglicht ... leider haben nun die letzten zwei Jahrzehnte dargetan, dass unsere Jugend zum grossen Teil das in der Schule Gelernte bald vergisst, weil sie eben untergeht im grossen Strom des Materialismus, der seine Wellen so brausend auch über unser Land wälzt, dass ein der Schule entlassener Jüngling lieber dem Jass und Billard und weiss Gott was allem nachläuft, statt an seiner Weiterbildung zu arbeiten. Dadurch aber bekommen wir eben statt eines gebildeten ein ungebildetes, ja was noch schlimmer ist, ein halb- und eingebildetes Volk, und um diesem zu steuern, sind die Rekrutenprüfungen ein vorzügliches Mittel ...»

Uneingeschränktes Lob zollten Moser jedoch Regierungsstatthalter Geiser in Langenthal und Direktor Schatzmann in Lausanne, Redaktor der «Alpwirtschaftlichen Blätter». Letzterer bekundete seine Zustimmung mit den Worten: «Sie können sicher sein, dass Hunderte und Tausende Ihrer Ansicht sind.» In die gleiche Kerbe wie der Buchser Polemiker hieb gleichfalls Oberst Rieter in Winterthur:

«Ich kann Ihnen sagen, dass unsere Grundsätze völlig harmonieren und dass auch ich längst die Meinung habe, dass wenn die ganze Bevölkerung eines Landes bis ins 20. Jahr in die Schule geschickt würde, sie im grossen ganzen weniger leistungsfähig wäre als eine solche, die in einem früheren Lebensabschnitt in die praktische Arbeit eingeführt wird. Die Tatsache, dass Theorie und Praxis sich gar oft die Hand reichen, tritt gerade auf diesem Gebiet in greller Weise hervor, und es lässt sich konstatieren, dass bei vielen jungen Leuten die Lust zu praktischer Arbeit schwindet, wenn sie zu viele Hosen auf den Schulbänken abgerutscht haben. Der Hochmut wird darauf gesteigert ...»

Neben Geiser, Schatzmann und Oberst Rieter schlossen sich auch noch andere Mosers Standpunkt an. Die Entwicklung ging damals freilich den von Regierungsrat Bitzius und Oberst Siegfried gewünschten Weg. Die pädagogischen Rekrutenprüfungen bürgerten sich doch ein, bis ihnen einige Jahrzehnte später die «Ehre» der Ausbürgerung zuteil wurde ...

Aus der Zeit des 70er Krieges

In Herzogenbuchsee warf der Krieg Preussens gegen Frankreich ebenfalls seine Wellen. Das eidgenössische Truppenaufgebot bewirkte, dass auch diese Gemeinde mit Militär belegt wurde. Am 25. Juli rückten vier Kompanien Scharfschützen aus den Kantonen Zug und Luzern hier ein, sechs Tage nachdem Napoleon III., Samuel Friedrichs Freund vom einstigen Zürcher Schies-

set, an Preussen und die verbündeten deutschen Staaten den Krieg erklärt hatte. «Buchsi hat sie gerne aufgenommen und gut traktiert», erzählt Samuel Friedrich, dem u.a. auch die «charmante Musik» gefiel, die während den 10 Tagen den Buchsern das Leben erheiterte. «Für Äpfel- und Birnenmost hatten die Soldaten entschiedene Vorliebe und während ihres Hierseins haben sie bereits unsern ganzen Vorrat ausgetrunken. Es ist in dieser Hinsicht zu bedauern,» so bemerkt er 1889 in seinem Tagebuch, «dass der deutsch-französische Krieg um 19 Jahre zu früh ausgebrochen ist. Jetzt gerade oder in den nächsten Monaten sollte das Zeug losgehen, wir wären ja so ausnehmend wohl versehen und könnten nicht nur Kompagnien, sondern Bataillonen, Regimentern und sogar Divisionen gar prächtig aufwarten. Aber, wer weiss, was noch kommt. Es ist noch nicht aller Tage Abend und vielleicht gibts Kriegslärm und Einquartierung, bevor der Most zwei Jahre alt ist.» Mit dieser Bemerkung spielt Moser vermutlich auf die erneute Spannung zwischen Frankreich und Deutschland an, die durch die Umtriebe des abenteuerlichen französischen Generals Boulanger damals eine Verschärfung erfahren hatte.

Der Einzug der Bourbaki-Armee in die Schweiz war natürlich auch für Herzogenbuchsee ein Ereignis, das hier noch lange in Erinnerung haften blieb. Am 7. Februar trafen, aus der Westschweiz herkommend, nicht weniger als 500 Angehörige dieser unglücklichen Armee in Buchsi ein. «Hier wurden sie», so berichtet M., «interniert und im Kornhaus, Waschhaus und im neuen Schulhaus so gut wie möglich untergebracht. Sie waren in einem elenden und traurigen Zustand, so dass sie allgemein Mitleid erregten. Man hat sie dann gereinigt, gebadet, ihnen die Kleider geflickt und neue verschafft, ihnen auch eine gute Militärkost gegeben, so dass sie nach einigen Wochen ein ganz ordentliches Aussehen zeigten. Es gab mehrere Kranke, fünf Mann starben im Krankenhaus. Am 6. März 1871 warteten die Soldaten sogar mit einem Konzert in der ‹Sonne› auf. Der Gesang war aber zu monoton und hat nicht angesprochen.»

Mit einigen dieser Bourbaki-Soldaten trat Samuel Friedrich in ein näheres Verhältnis, wie uns die Korrespondenz, die er wenige Monate nach der Einquartierung mit ihnen führte, zeigt. Aus allen diesen Schreiben spricht das grosse Dankesgefühl, das die Unglücklichen für die Schweiz und namentlich für die gastliche Aufnahme im Hause Moser, empfanden. «Soyez persuadé», so schrieb ihm der Handelsangestellte Emile Lambert aus Bourges (Département Cher) nach der Rückkehr in die Heimat, «que je conserve

de vous tous un souvenir, qui ne s'effacera pas et que je n'oublierai jamais avec quelle amabilité j'ai toujours été reçu chez vous.» Der weitere Inhalt des Interniertenbriefes befasst sich mit den politischen Zuständen des Landes unmittelbar nach der grossen Niederlage. Lambert versichert, dass trotz des Kommunaufstandes in Paris in der Provinz draussen überall die grösste Ruhe herrsche. Ferner legt er ein damals noch keineswegs so selbstverständliches Bekenntnis zum republikanischen Gedanken ab und gibt der Überzeugung Ausdruck, dass in nicht allzu langer Zeit die Republik fest im Sattel sitze und das Volk all des Unglücks enthebe. «Dies würde leichter sein, als man gemeinhin glaubt, wenn wir den Frieden hätten, denn Frankreich ist weit davon entfernt, ruiniert zu sein. Es besitzt im Gegenteil viel beträchtlichere Hilfsquellen als man oft denkt», meint der Franzose, der im übrigen voller Zuversicht ist, dass sich die Republik gegenüber allen Umtrieben der Bonapartisten und der Anhänger der Bourbonen siegreich durchsetzen werde.

Moser hat, wie seine damalige Antwort an Lambert zeigt, am politischen Geschehen in Frankreich lebhaften Anteil genommen. «Je ne crois pas», so meint er, «que vous marcheriez bien avec une république unique, car le pays est trop grand et l'élection du président exciterait chaque année des passions de sorte que vous ne pourriez jamais jouir d'une parfaite tranquillité.» Einen wenig überzeugenden Eindruck hinterlässt es freilich, wenn er gegenüber Lambert in jenen Fehler verfällt, in den wir Schweizer so leicht geraten und glauben, uns als politischer Lehrmeister Europas aufspielen zu können. So schreibt er u.a. unbefangen und naiv: «... mais faites comme nous en Suisse, ou chaque canton est maître chez soi. Que chaque département aie sa famille, son gouvernement avec un grand conseil et un conseil exécutif. Et alors, cela pourra aller. Un conseil fédéral à Paris dirigerait les affaires de la grande nation et dans la chambre nationale et dans celle des états tous les départements seraient représentés, mais il n'y aurait plus cette centralisation formidable, qu'il y a eu jusqu'hier ... Mais je ne veux pas vous expliquer davantage, vous connaissez peut-être dejà nos institutions et il vous sera facile d'en juger.»

Moser unterschätzte zweifellos die Bedeutung und die Vorteile des bereits zu einer Tradition gewordenen französischen Zentralismus und seiner dominierenden Kraft in der staatlichen Entwicklung Frankreichs. Er musste es dann doch erleben, dass die «centralisation formidable» sich auch in der dritten Republik siegreich durchsetzte. – Auch mit andern ehemaligen In-

ternierten pflegte Moser Freundschaft. Noch während einiger Zeit unterhielt er herzliche Beziehungen zum Soldaten Pierre Mabilat, dem er einmal mit einem 148 Pfund schweren Käselaib eine freudige Überraschung bereitete. Der Franzose revanchierte sich daraufhin mit einem «petit tonneau de vin rouge», das zweifellos in Buchsi gleichfalls dankbare Aufnahme fand.

Politische und religiöse Anschauungen — Lebensausklang

Als Politiker im eigentlichen Sinne des Wortes, gar als Parteipolitiker, soweit man zu seinen Lebzeiten von Parteien im heutigen Sinne überhaupt sprechen kann, ist Samuel Friedrich nie über die Grenzen seiner Gemeinde hinaus hervorgetreten. Freilich bekundete er stets lebhaftes Interesse für das innen- und aussenpolitische Geschehen, ohne jedoch hier aktiv mitzuwirken. Selbst dem bernischen Grossen Rat hat er nie angehört. Zweifellos aber hat er sich eine persönliche Meinung gebildet, mögen auch seine Äusserungen hier spärlicher erhalten sein als auf andern Gebieten.

Durch seine Herkunft und seine soziale Stellung gehörte er dem durch Bildung und Besitz gesicherten Bürgerstande an, der sich in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts seine dominierende Stellung im bernischen Staat gegenüber dem an seinen Vorrechten festhaltenden Patriziat erkämpft hatte. Die Kampflosung der dreissiger Liberalen wirkte, wie das auch dokumentarisch belegt ist, begeisternd auch auf unseren Samuel Friedrich. Wie aus dem Briefwechsel mit seinem Bruder, dem Fürsprecher und späteren Buchser Chronisten, Karl Moser, erhellt, hatte er mit brennendem Herzen den Freiheits- und Unabhängigkeitskampf des Basler Landvolks gegen die Stadt Basel verfolgt. Als im Bernbiet die Liberalen unter der Führung der Schnell von Burgdorf das Regierungssteuer übernahmen, half auch der damals 23jährige beim Aufrichten der Freiheitsbäume freudetrunken mit. Rückhaltlos bekannte er sich zu den Idealen der Regeneration. Stärker entwickelt als bei vielen andern dreissiger Liberalen war bei ihm ein ausgeprägtes soziales Verantwortungsbewusstsein gegenüber all denen, die auf der Schattenseite des Lebens stehen. Wie er später über den sechsundvierziger Radikalismus dachte, ist uns nicht überliefert. Nach seiner Gesinnung ist jedoch anzunehmen, dass er ihm kritisch, kühl, wenn nicht ablehnend, gegenüberstand. Wenngleich auch zutrifft, dass er sich dem radikalen Freischarenregiment als Geheimbeauftragter ins Ausland zur Verfügung stellte.

Gesinnungsmässig näher als den Fürsprechern der radikalen Schule vom Schlage eines Jakob Stämpfli stand er wohl den sog. Altliberalen, in der Folge auch als Konservative bezeichnet, die sich um den Landammann Eduard Bloesch sammelten.

So initiativ und aufgeschlossen sich unser Buchser im Bereiche der Ökonomie zeigte, neue Wege wies und vor allem auch selber beschritt und Neuerungen gegenüber andern mit grösster Entschiedenheit durchzusetzen wusste, so zeigte er anderseits in geistig-kulturellen Fragen eine entschieden konservative Einstellung. So haben wir z.B. seine kritische Haltung bei der Einführung der pädagogischen Rekrutenprüfungen kennen gelernt.

Mit nicht geringerer Entschiedenheit stellte er sich auch im religiös-kirchlichen Bereich auf die konservative Seite. Das zeigte sich, als in den sechziger und siebziger Jahren die kirchlichen Kämpfe mit Heftigkeit entbrannten und sich die von den Gebrüdern Langhans und Albert Bitzius, dem genialen Sohn Jeremias Gotthelfs, geführte Reformbewegung auch im Oberaargau Geltung zu verschaffen suchte, bezog Samuel Friedrich in einem in der «Berner Volkszeitung» erschienenen Leitartikel unter dem Titel: «Der alte Gott lebt noch» Stellung. In diesem unterstrich er die bedingungslose Autorität der Heiligen Schrift auch «bezüglich der Wunder». Und dann räsoniert er weiter:

«Wie nun gewisse Geistliche dazu kommen, nach andern Grundsätzen quasi eine neue Lehre zu predigen, das geht über meine Begriffe. Bei ihrer Aufnahme ins Ministerium werden diese ins Gelübde aufgenommen, und es werden ihnen Pflichten auferlegt, von welchen sie nicht willkürlich abweichen dürfen. Und nun soll so ein Seelsorger je nach seiner Phantasie im Gotteshaus predigen können? Nein, das kann nicht sein, da muss mehr System sein und wenn einige Hitzköpfe nicht mehr Charakter haben als so, so würde ich ihnen so schnell als möglich die Situation klar machen. Hier muss auch Disziplin sein. Wenn im gewöhnlichen Leben jemand wortbrüchig ist, so wird er gestraft oder mindestens verachtet und wenn der Soldat seine Fahne verlässt und desertiert, so wird er je nach Umständen degradiert und oft sogar erschossen ...»

«Letzteres Leid möchte ich immerhin keinem Pfarrer antun» meint Moser gnädig, «dagegen fragen, ob es nicht zulässig wäre, ersteres anzuwenden (also die (Degradation)) falls es zu arg kommen sollte?» Ungefähr in diesem Tenor setzt er seine Polemik, in welcher er leichthin mit militärischen Begriffen exemplifiziert, gegen die kirchliche Reformbewegung fort. Dass er aus ehrlichem Herzen heraus diese Attacke gegen die kirchliche Linke ritt, mag man ihm zubilligen. Dass letztere oft allzu sehr bloss niedergerissen hat

und deshalb eine mehr negative Wirkung erzielte, wird heute auch aus Kreisen des freien Protestantismus nicht bestritten. Wie einlässlich sich Moser mit dem Konflikt, resp. Gegensatz, den man damals in den Ausdruck «Glauben und Wissen» zusammenfasste, wirklich auseinandersetzte, mag offen bleiben …

Im Jahre 1881 verlor Samuel Friedrich seine treffliche Gattin Amalia geb. Gugelmann von Attiswil, mit welcher er nicht weniger als 45 Jahre in glücklicher Ehe lebte und die auch an seinem äusseren Lebenserfolg wesentlich beteiligt war. Dieser Verbindung entsprossen nicht weniger als sechs Töchter und sechs Söhne. Bis in seine letzten Lebensjahre hinein bewahrte der greise M. reges Interesse für alles, was um ihn her vorging und fast bis in seine letzten Tage hinein beaufsichtigte er noch den Gang der landwirtschaftlichen Arbeiten. Schliesslich ergriff ihn ein Brustleiden, das ihm, der in seinem Leben sonst nie krank gewesen war, einige bange Tage verursachte. Aber selbst den letzten Tag seines irdischen Daseins erlebte er noch freundlich sprechend mit den Seinen. Erst in der Nacht zum 6. Februar nehmen seine Kräfte rasch ab und ohne eigentlichen Todeskampf schlummerte er aus der Zeit in die Ewigkeit hinüber.

In seiner Abdankungsrede hob Pfr. G. Joss von Herzogenbuchsee Mosers kirchlichen Sinn und darüber hinaus seine «tiefe und aufrichtige Frömmigkeit» und sein «lebendiges Christentum» besonders hervor. «Er war nicht nur ein treuer Sohn des Vaterlandes, sondern auch ein gar treuer Sohn unserer evangelisch-reformierten Landeskirche, eine Stütze des religiösen und kirchlichen Lebens unserer Kirchgemeinde.»

Was die ihm Nahestehenden bei seinem Tode empfanden, hat eine seiner Enkelinnen (Hedwig Moser-Moser, 1845–1906, Schwiegertochter) in einem gemütstiefen Gedicht zusammengefasst, das wir hier zum Schluss noch wiedergeben möchten:

Still ist sein Herz, das erst noch warm geschlagen,
Und um die hohe Stirn, die marmorbleiche,
Legt sich der Lorbeer … nimmer dürft ihr klagen,
Dass nun sein Leben schloss, das edle, reiche.

Wie geistesfrisch war er im Silberhaare,
So stark die Hand, so warm und treu sein Lieben,
Und stehn wir trauernd auch an seiner Bahre,
Uns ist sein Geist, sein teures Bild, geblieben.

O heil'ge Ruh', nun ist er heimgegangen,
Mit den verklärten Lieben sich zu einen,
Nun ist gestillt, sein sehnendes Verlangen ...
Herr stille Du der Armut bittres Weinen,
Grossvater schläft!

Anmerkungen

Als einer der ersten hat der Langenthaler Historiker und Sekundarlehrer J. R. Meyer in der Zentenarschrift des oberaargauischen ökonomisch-gemeinnützigen Vereins kurz auf die Bedeutung Mosers als «Handelsmann, Musterlandwirt und praktisch-gemeinnützigen Volkswirtschafters und dessen weitreichende in- und ausländische Beziehungen» hingewiesen.

Die Grundlagen zum vorstehenden Lebensbild des markanten Bürgers von Herzogenbuchsee bilden die Bestände des Moser'schen Familienarchivs, das mir in freundlicher Weise seinerzeit Frl. Amy Moser, eine Enkelin Samuel Friedrichs, zur Benützung überlassen hat. Dieses birgt u.a. die aufschlussreichen Tagebuchnotizen und einen ausgedehnten Briefwechsel, den Moser mit zahlreichen Persönlichkeiten des wirtschaftlichen und politischen Lebens seiner Zeit führte, sowie Denkschriften zu Tagesfragen u.a.m. Konsultiert habe ich im weiteren verschiedene umfangreiche Akten der Direktion des Innern (heutige Volkswirtschaftsdirektion) aus den Jahren 1846/47 im Berner Staatsarchiv, die mir Archivadjunkt Emil Meyer in verdankenswerter Weise zugänglich machte.

An *gedruckten* Quellen lagen mir vor die bereits eingangs erwähnte Schrift J. R. Meyers («Die Saat des Jakob Käser»), ferner die Zeitschriften «Alpwirtschaftliche Monatsblätter» und «Schweiz. Alpenwirtschaft», die kurze Aufsätze Mosers über durchgeführte milchwirtschaftliche Experimente enthalten. Wertvollen Einblick ins volkswirtschaftliche Denken Mosers vermittelte mir die im Text erwähnte 1863 erschienene Broschüre «Die Korneinfuhr in die Schweiz», die damals weithin Beachtung fand. Kurze biographische Daten entnahm ich der gedruckt vorliegenden Abdankungsrede von Pfr. G. Joss, die er anlässlich der am 9. Februar 18 91 stattgefundenen Begräbnisfeier hielt.